

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 210 Bromberg, den 13. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit großem Vergnügen sah ihm der kleine Ungar zu. Das ging flink wie am Schnürchen. Der Hannes hatte eine lange Feuergrube gegraben, genau in der Windrichtung, damit das Lüftchen, das wehte, den Weg in die flammende Glut finden konnte. Zwei Astgabeln waren eingerammt. Der Zinner kam mit zwei Spießen, während der Fiederer vor der Grube hockte und kunstgerecht, als ob er eine heilige Handlung vollführte, dürre Ästchen und Zweige schichtete. Alles ging voran. Der Rottenmanner entzündete ein harzreiches Tannenstück, das er unter einem der großen Nadelbäume gefunden hatte, und trat zu Ladislaus, indes die anderen sechs erwartungsvoll herumstanden. Toni schwang die aufprasselnde Fackel sausend durch die Luft, daß die Flamme knatternd vom Holze Besitz ergriff und Funken sprühte. Er neigte sich vor Meszlényi:

„Das erschte Feuer, was ma anzünden tuan in dera neuchen Welt, das tua du anzünden. Mir alle bitten drum: leg den Span unter die Äst'."

Ladislaus nickte ernsthaft und verstehend. Er ergriff den Feuerbrand und stieß ihn unter das Astwerk des ersten gemeinsamen Lagerfeuers.

Knisternd fraß sich die Flamme durch . . .

Der Heinrich und der Peter äugelten mit den Schatten der heranfließenden Wälder. — Da mußte doch schon was drin sein!

Sie öffneten eine verheißungsvolle Kiste. Das Lagerfeuer loderte und wurde vom Wenzel genährt. Die beiden Hunde lagen zu Füßen Meszlényis und beobachteten die Vorbereitungen, die Wolf genau kannte und Lila erst kennenlernen mußte.

Der Florl sprang und richtete den Tisch.

„Büst wirkli a ausg'lernter Kellner!" sagte der Sepp anerkennend. „Hiatzt kimmt die Hauptsach'! Greif an, Fiederer!"

Er hob mit dem Heinrich einen ganzen mit schönem, dickem Speck gespickten Rinderbraten aus der Kiste, dem ungesäumt ein vollständiges Karreestück von einer Riesensau folgte. Vergnügt betrachtete der Sepp diese Schätze.

Der Hannes hatte anschließend eine zweite Grube gebaut, Astgabeln eingesteckt und Feuer für den Schweinebraten angeheizt. Der wurde rascher gar, er konnte noch warten.

Die Kiste war unerschöpflich. Da kamen große Laibe Brot zum Vorschein, eine ungeheure Butterbüchse aus Blech, ein Salztopf mit verschraubtem Deckel, zum Schluß noch ein verzinnter großer Kupferkessel und eine Teekanne riesigen Formats, Becher zum Tee, ein Zuckerbehälter und eine Dreiliterflasche Jamaikarum, an der der Gairinger liebevoll schnupperte, als er sie herausholte.

„Suppen kriag'n ma heut kane!" sagte er, „aber an Rum mit Tee kriagts — wanns brav seids —, an', der si g'waschen hat!"

Jetzt hing auch der Schweinebraten über der Glut. Langsam verbreitete sich ein verführerischer Duft, der die Nasen der hungrigen Männer kitzelte.

Ein drittes Loch war gebaut und angeheizt worden. Dort hing über gegabelten Ästen der Teekessel, in dem das Wasser brodelte.

Wie ein Feldherr übersah der Gairinger die Lage, die ihm jetzt reif zu sein schien. Er nahm den großen, glatten Kistendeckel und hob, schnuppernd prüfend, feierlich den Ochsenbraten von der Glut, zog den Spieß heraus und begann das saftstrotzende Stück Fleisch zu zerlegen.

Er legte ein breites Stück des wunderbar gebratenen Fleisches auf den Teller Meszlényis, gab einige knusperige, abgewischte Kartoffeln dazu und präsentierte es Ladislaus.

Jeder bekam ein Stück, so daß selbst der Peter Zinner, der ein Riesenfresser war, zufrieden brummte. Kartoffeln waren in Hülle und Fülle da.

„Gott segne unser Essen!" sagte Meszlényi ernst.

Dann aber legten sich die acht Männer keinen Zwang mehr auf. Es wurde gegessen, schweigsam, geschäftig — jeder hatte mit sich selber und seiner Mahlzeit vollauf zu tun.

Tee mit einem tüchtigen Schnitt besten Rums beschloß die Mahlzeit. Die Pfeifen wurden hervorgeholt, und man lagerte sich bequem auf Decken, die man ausgebreitet hatte.

Hannes fütterte die Hunde, und es wurde beschlossen, eine Stunde zu ruhen, dann die Zelte aufzubauen und hier bis morgen zu lagern. Die letzten fünfzig Kilometer hoffte Meszlényi noch im Laufe des morgigen Tages zu überwinden, obwohl der Weg immer schlechter wurde. Dann aber war man daheim — dort, wo acht Männer und zwei Hunde von jetzt an leben und arbeiten wollten.

Das Feuer, genährt durch große trockene Baumstrünke, die von den Leuten gebracht worden waren, flammte, knisterte und lohte. Warf glühende Funken in den abendlichen Himmel und sandte eine kerzengerade Rauchsäule gegen die schon einzeln aufblinkenden Sterne der einbrechenden kanadischen Nacht.

Die Zelte standen fest verpflockt. Über die Lastwagen waren der kostbaren Ladung wegen starke Leinwandbahnen geworfen und befestigt.

Die Hunde wurden am Triebwagen angekettet und ruhten zwischen den Vorder- und den Hinterrädern.

Meszlényi erhob sich.

„Männer", sagte er, „geht jetzt schlafen, morgen ist auch noch ein Tag, und morgen werden wir daheim sein . . ."

Hannes schreckte auf, als sich die Leute erhoben und gute Nacht wünschten. Alle gingen in die Zelte, indes der Ungar, die Büchse auf den Knien, am Feuer saß und wachte.

Ruhe war über dem Lager. Die Sterne funkelten, der Wald sandte leise rauschend Kühle, und das abendliche Konzert der Grillen, Frösche und Zikaden begann. Hier und da knackten im Dunkel der Waldbäume trockene Äste, und mit lautlosem Flügelschlag strich eine große Eule über die Lichtung. Meszlényi konnte zufrieden sein. Er hatte treue Gefährten, er hatte eine Aufgabe und ein Ziel. Er fühlte sich verantwortlich für die Zukunft dieser sieben Männer, die seinem Rufe vertrauensvoll gefolgt waren. **Und er**

fühlte im Innersten des Herzens, daß er richtig gehandelt hatte, als er sie rief, um eine große Dankesschuld abzutragen.

*

Der Sepp Gairinger, der die letzte Wache hatte, lag vor der Aschengrube auf dem Bauche und blies in die glühenden Kohlen, denen er frische Nahrung in Form von dünnen Ästen gegeben hatte. Die Nacht war ruhig und friedvoll vergangen.

Graue Dämmerung war, der Himmel schien rein und wolkenlos. Irgendwo blinkte ein großer Stern, den der Gairinger für sich als den Morgenstern ansprach.

Der Fiederer und der Zinner waren lautlos aufgebrochen. Es mochte wohl schon eine Stunde her sein, daß die beiden im Walde verschwanden. Den Wolf hatten sie mitgenommen. Das war ein kluger Hund; er machte keinen Lärm, hatte die Aufgabe, die zwei Jäger zum Lager zurückzuführen, falls sie sich zu weit verlaufen sollten.

Der Sepp setzte den Kessel über das Feuer und bereitete alles zum Morgenimbiß vor. Für die Steirer hatte er eine Überraschung. Im Kessel kochte er gelben Kukuruzsterz ein, hübsch fett geschmalzen mit gewürfeltem, am Feuer geröstetem Speck.

Er kostete. — Saperlot, das war endlich was Festes für den Magen! Gut schmeckte es auch. Und den Tee, der in der großen kupfernen Teekanne Farbe zog, konnte man mit einem ordentlichen Pfiff Rum darübergießen. Auch für die Hunde blieb noch ein ausgiebiger Brocken.

Für den Herrn schnitt der Sepp vom gestrigen Schweinebraten kalt herunter, gab ein Stück Käse und etwas Wurst dazu und röstete vom Brote. Die andern hatten Sterz. Da konnte man das Brot sparen.

Überhaupt, wenn man an Ort und Stelle sein würde, da wollte er gleich mit dem Rothschädel einen Feldbackofen aufstellen — eine jener provisorischen Backstellen, deren Bau er in der k. u. k. Armee vor langer Zeit einmal gelernt hatte. Die buken ganz passabel. Mehl war da, Sauerteig hatte er sich besorgt. An Brot würden sie keinen Mangel leiden.

Als der Sepp so für sich spekulierte, kam der Hannes leise aus dem Zelt und ging zum Bach, zur Morgenwäsche. Die andern schliefen noch, die Ruhe des jungfräulichen Waldes schien sich den Schläfern mitzuteilen.

Eben begann der Sepp über das Mittagessen nachzudenken, als er in der Ferne zuerst einen, dann einen zweiten Schuß vernahm. So unbestimmt auch der Schall das Lager streifte, er hatte doch das Ohr der hellhörigen Gebirgsleute erreicht. Da kam zuerst der Toni, dann der Rothschädel, der fürchterlich zu niesen begann, und der Wenzel, der dem Florl winkte, endlich mit der Nieserei aufzuhören.

Die Männer sammelten sich um das Feuer und den Kessel, aus dem der goldgelbe Kukuruzsterz mit dem gerösteten Speck verführerisch duftete. Der Fiederer und der Zinner waren noch nicht zurück, dafür aber kam die Sonne, herrlich und strahlend, und verkündete den neuen Tag.

„Alsdann, Herr — soll ma auf die zwa warten oder . . . ?" fragte der Gairinger. Meszlényi sah fragend in die Runde.

„Wirst denen an ordentlichen Brocken aufheben, Sepp. Wer weiß, wann s' hamkommen. Hiatzt kannst für uns aufteilen. — Is recht, Ladislaus?" sagte der Rottenmanner.

Der Sterz war gut, der Tee erstklassig. Jeder aß mit Vergnügen, auch Meszlényi griff beim Sterz herzhaft zu.

„Mir sollst du niemals etwas anderes geben als euch", sagte er zum Sepp.

„Ja", meinte der, „weil i net g'wußt hab', ob da Herr schon amal an Sterz mit Speck g'essen hat", entschuldigte sich der Gairinger.

Als sie nach der guten Mahlzeit saßen und die Pfeifen in Brand setzten, kamen die beiden Jäger und der Wolf. Der Zinner trug ein Tier auf dem Rücken; der Fiederer hatte einen großen Vogel am Leibgurt hängen.

Indes die beiden dem Sterz ungemeine Ehrfurcht erwiesen, erzählten sie von ihrem ersten Pürschgang.

„Ja — also —", sagte der Fiederer kauend, „mir san halt gangen, bis ma a paar solchtene Waldwiesen passiert ham'. Schön stad san ma zwischen die Bam durchg'rutscht. G'hört ham' ma g'nua — große Vögel und so, was ab-g'fahren san, wia ma so daherschleichen. Auf an' so an Wieserl san ma stehenblieben, schön in da Deckung, und ham' g'wart'. Hasen ham' ma gnua g'segen. Aber so an lumpigen Hasen ham' ma net bringen woll'n. Und richti — wia ma so stengan, kimmt dös Böckerl daherspaziert. Na, der Zinner hat's umg'legt, und i hab' nach'm Zinner sein' Schuß glei so an' Indianvogel derwischt. Is gnua, ham' ma uns denkt, geh'n ma ham. Na — Sepp, da hast glei was für morgen. — Morgen is a no a Tag — ham' ma uns denkt — und da san ma!"

Der Zinner nickte. Er war mit dem Sterz beschäftigt.

Dann brach man das Lager ab. Die Wagen wurde beladen, die Hunde freigelassen; sie sollten laufen. Meszlényi bestieg den Führersitz, der Rottenmanner musterte den Transport und den Lagerplatz. Nichts war vergessen.

„Fertig!" meldete der Toni.

Der Motor sprang an — ein Ruck, und weiter ging die Fahrt, nach dem Norden.

*

Es waren zwar nur mehr etwa fünfzig Kilometer zu überwinden, aber der Weg begann ernste Hindernisse zu bereiten. Die alten Gleise waren verwachsen, Strauchwerk und junge Bäume hatten vom freien Raum Besitz ergriffen, und große Stämme lagen teils über der Fahrbahn, wohin sie der Sturm geworfen hatte oder engten sie derart ein, daß von einem Durchkommen des breiten Lastwagens bald keine Rede mehr war.

Man fuhr ganz langsam. Die Männer hatten sich mit ihren Äxten und Baumsägen bewaffnet und hieben die Bahn für den nachfolgenden Wagen frei. Der Rottenmanner ordnete an, daß die Zufahrt zur Neusiedlung von den Männern gleich gründlich gerodet werde. Axtschläge erschallten, Bäume fielen krachend und wurden aus dem Wege geschleppt, das Busch- und Strauchwerk mußte daran glauben. Es war bewunderungswürdig, mit wieviel Geschicklichkeit, Kraft, Ausdauer und Verständnis die Leute diese Aufgabe lösten. Hinter dem Wagen blieb eine reine, glatte Fahrbahn zurück, die bis zum nächsten Frühjahr gewiß nicht mehr verwalden würde. Man kam an sumpfige Stellen, die vom Waldwasser durchtränkt und vermoort waren. Da ließ der Rottenmanner halten und die gefällten Stämme der ganzen Strecke mit dem gerodeten Buschwerk heranschleppen. Er baute ohne viel Umstände einen tragfähigen, durchaus haltbaren Knüppelweg — einen jener Wege, die die alte Armee mit ihren Pionieren durch die Sümpfe Polens und Galiziens gelegt hatte.

Viel wurde nicht befohlen. Die Waldmenschen, die im Holz und mit dem Holz aufgewachsen waren, wußten jeden Handgriff und jede Notwendigkeit zum Bau dieser Überbrückung. Es ging fix. Der Heinrich und der Zinner, der Rothschädel, der Gairinger, der Toni und der Hannes, sie hatten ihre Joppen abgeworfen, die Hemdsärmel aufgerollt, in die Hände gespuckt und waren an die Arbeit gegangen. Schweiß stand auf den Stirnen, indes die Axtschläge unaufhörlich hellauf klangen. Dabei pfiffen die Männer und sangen, waren guter Dinge und machten derbe Witze.

So legte sich Stamm neben Stamm, wurde verankert und gebunden. Nach stundenlanger schwerer Arbeit konnte der schwere Wagen darüberrollen. Den Beiwagen hatte man abgehängt, und die acht — mit Meszlényi — schoben ihn dem Triebwagen nach auf die andere Seite. Dann aber meinte der Gairinger, daß es für einen heißen „Schwarzen", ein Trumm Brot mit Speck und Wurst Zeit sei.

Er kramte in seiner unerschöpflichen Kiste und holte diese Dinge hervor. Das Feuer flammte wieder, heißes Wasser brodelte, und der Kralizek saß mit der großen Kaffeemühle zwischen den Knien und drehte emsig die Kurbel.

Nach der Arbeit, die sich bis vier Uhr nachmittags ausgedehnt hatte, war diese Rast köstlich. Jeder aß den Imbiß und trank den heißen Kaffee mit bestem Appetit. Dann streckte man sich in das Gras und schlief ein Stündchen. Meszlényi meinte, man solle noch ein Stück vorwärts zu kommen trachten, bis man einen entsprechenden Lagerplatz gefunden habe. Heute sei es nicht mehr möglich, den Marsch bis zum Endziel fortzusetzen. Lieber solle man noch an der Säuberung und Verbreiterung des Weges arbeiten wie bisher. Alle waren damit einverstanden. So ging es noch etwa zwei Stunden vorwärts, zwei Stunden, während

deren die Äxte und Sägen das Wort führten. Nach dieser Zeit kam man wieder an eine kleine Lichtung, die passend schien, um hier zu lagern.

Die Zelte wuchsen aus dem Boden, das Lagerfeuer prasselte, und an den Spießen des Zinner hingen ein Rehrücken und ein Truthahn.

Abseits hatte man lange Glutrinnen gebaut. Darin glühten die Holzkohlen, die man dem Lagerfeuer entnahm und hier für die Bereitung der Spießbraten verwendete.

Die Nacht kam. Die Wachen wurden eingeteilt. Dann ging man in die Zelte und schlief satt, froh und schwer ermüdet bis in den Morgen, an dem der unermüdliche Gairinger die Langschläfer schon mit Tee, Speck, Wurst und Brot erwartete.

Wieder wurden die Zelte abgebrochen.

„Fertig!" meldete der Rottenmanner.

Der Motor sprang an. Weiter ging es — gegen Norden.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

Die Geschichte, die ich hier erzähle, hat sich in einem kleinen masurischen Grenzdorf zugetragen. Einige Jahre vor dem Kriege, aber es lohnt sich, sie aufzuschreiben.

Der graue Würger Isegrimm gehört noch zu unserer ostpreußischen Grenzlandschaft wie Elch, Adler und Schwarzstorch. Hat er auch sein Standrevier jenseits der Grenze in den unermeßlichen Wäldern Polens, von seinen Gastrollen werden wir nie verschont. Daher rechnen wir ihn hierher, so unliebsam er uns auch ist. Meist treibt ihn der Winter in unsere Heide. 1930 aber holte er sich an einem hellen Sommertag ein Schaf von der Weide. Und je weiter wir in der Zeit zurückgehen, um so häufiger werden solche Untaten.

Also einige Jahre vor dem Weltkrieg . . . Der Herbst stand vor der Tür. Er warf die ersten braunen Blätter von den Bäumen, und die Beeren der Ebereschen leuchteten wie Korallen. Die Kartoffeln wurden heimgebracht, und der Ruch der schwelenden Krautfeuer lag über den Feldern. Der sandige Boden hatte sein Möglichstes hergegeben, die Scheunen waren voll bis zum Eulenloch. Trotzdem — der Winter ist lang hier bei uns, und mit dem Futter muß man bei all der Fülle sparen. So ging das Vieh noch immer auf die Weide, blieb auch nachts draußen, wie es hier üblich ist. Die Pferde werden an den Vorderbeinen gefesselt und dann sich selbst überlassen.

Auf einem abgeernteten Kleeschlag weidete eine Schimmelstute, das einzige Pferd eines kleinen Kätners. Mitunter klang ein langgezogenes Wiehern von dem nicht weit entfernten Stall, woher der Wind stand. Das Fohlen, wenngleich schon entwöhnt, rief nach der Mutter. Die warf auch Antwort hinüber, als wollte sie sagen: „Sei still, mein Kind! Ich bin noch da, und morgen darfst du wieder neben mir herspringen, wenn ich im Geschirr gehe . . ."

Tiefer wurde die Nacht. Die Sterne am klaren Himmel flimmerten und sprachen von nahem Frost. Das kümmerte aber Lotte, die Schimmelstute, nicht. Vorerst schmeckte das Gras noch, wenn's auch nicht das grünsaftige des Frühlings war. Es machte Spaß, so nach des Tages Arbeit hier zu bummeln. Wenn man auch an den Vorderbeinen gefesselt war, nach jahrelanger Übung lernt man auch das. Im Anfang hatte Lotte immer versucht, die Fesseln zu zerreißen, aber das Leder war doch verdammt gut gewesen. Heute kannte sie es nicht anders, man gewöhnt sich ja an alles.

In der einsamen Birke dicht am Wege rasselte eine Eule, schrie laut und schwebte dann gespenstisch über die Weide. Hatte das etwas zu bedeuten? — Lotte spitzte die Lauscher, drehte sich nach allen Seiten, warf die Nüstern auf und holte tief Wind. — Stille wieder . . . Es mußte wohl doch nur ein Zollbeamter gewesen sein, der seine Runde machte. — Doch nein, was ist das? — Ein Luftzug trug eine ganz gemeine Witterung her, eine Witterung, die Lotte noch nicht kannte. Eine Witterung, die tief ins Blut schlug und das Herz pochen ließ. Sie jagte ein Zittern über das grauweiße Fell und sträubte die Haaer, riß die Augen auf und gebot äußerste Wachsamkeit. Lotte sprang unruhig hin und her. Gefahr, ächzte ihr Herz in fieberhafter Erregung.

Die Augen brannten grün auf und fraßen sich durch das Dunkel. Da warf der Wind die Witterung voll und schwer in die Nüstern der Stute. Und ein Wissen sprang auf in dem Tier als Erbe des Blutes aus Jahrtausenden . . . Fliehen, ganz gleich wohin . . . Da war es aber schon heran. Ein grauer Schatten sprang nach dem Hals, konnte aber noch nicht zugreifen. Schnappte nach der Hinterhandfessel. Wurde beiseite geschleudert . . . Ein irrsinniger Kampf begann. Ein Springen und Schlagen und Stampfen und Schnappen.

Nur immer vor dir behalten, das graue Gespenst, immer vor dir! mahnte das Blut, das durch den Körper raste. Dem grauen Würger troff der Geifer von den Lefzen. Die Gier machte ihn irr. Er sprang und schnappte. Ein Schlag traf ihn, daß er aufjaulte. Lotte starrte ihn an mit fiebriggrünen Augen, ihn, der sie zu neuem Sprung katzenhaft umschlich . . .

Wenn nur die Fesseln nicht wären, die Fesseln! Noch hatte sie ihn immer vor sich, kam Stück für Stück vorwärts, ihn immer treibend. Nicht weit war es nach Hause, und doch eine unendliche Strecke, wenn man sie so Schritt für Schritt erkämpfen muß. Grauendurchschütteltes Wiehern drang ins Dorf. Man hört es. Doch wer dachte Arges? Schritt um Schritt brachte Lotte den Weg hinter sich. Noch immer war des Tobenden Biß nicht geglückt.

Jetzt hatte Lotte bereits die Straße erreicht, immer noch den Geifernden vor sich. Noch hundert Meter! — Wird sie es aushalten? Schritt um Schritt, ein Sprung, ein Schlag. Hörte man sie noch immer nicht? Das Fohlen klagte laut auf im Stall. Kein Fenster wurde hell. Wie lange mochten die Kräfte noch reichen? — Aus einer Brustwunde tropfte das Blut, das Leben. Aber die Drossel hatten die spitzen Zähne noch nicht getroffen, auch nicht die Fessel der Hinterhand.

Da war die Stute am Zaun. Gleich mußte der Steg kommen und dann die kaum einen Meter breite Sackgasse zwischen Haus und Stall. Die Sekunden krochen dahin und nagten an der schwindenden Kraft. Im Hof schlug der Hund an. Scheuchte das den Räuber nicht? — Zu groß war seine Gier, zu wild sein Blut, als daß er das Bellen hörte. Und kein Fenster wurde hell, und kein Mensch nahte als Retter . .

Noch hatte Lotte das graue Ungetüm vor sich, behielt es auch vor sich in die Gasse hinein bis zur sperrenden Mauer. Jetzt mußte der Endkampf kommen, jetzt mußte es sich entscheiden . . . Und die Entscheidung kam, wohl im letzten Augenblick. Die Schimmelstute bekam das rasende Ungeheuer unter die beiden Vorderhufe. Ein wildes Wenden und Drehen, aber die Last war zu schwer . . . Ein dumpfes Röcheln, lange und langsam ersterbend, dann war es aus . . .

So fand der Bauer am Morgen seine Stute in der Sackgasse zwischen Haus und Stall. Noch immer stand sie mit den Vorderhufen auf dem toten Wolf. Der war kalt und steif. Wie lange mußte sie wohl so auf ihm gestanden haben? Wie lange in grauenhafter Not und bebender Todesangst?

Als man sie in den Stall brachte, brach sie laut aufstöhnend zusammen und lag Stunden fast reglos, bis sie das erste Futter nahm.

Als sie der Bauer im nächsten Jahr auf die Weide bringen und ihr die Fessel anlegen wollte, stob sie davon und ließ sich auch nicht einfangen, solange er die Riemen in der Hand hielt. Und nie wieder bis an ihr Ende hat sie sich fesseln lassen.

An einer Küste Indiens.

Skizze von Erich Tüllner.

Das Meer lag unbewegt zu Füßen der Felsenklippen. Auf die grünlich schimmernde Wasseröde goß der gelbe, unnatürlich große Mond eine glitzernde Silberspur. Träumend verließ ich das Fischerdorf, in dem ich übernachten mußte, und ging längs der Küste hin.

Indien — zauberhaftes Gewirk aus Traum und Wahrheit, klingender Teppich von Kliffen, Pagoden und Schneegipfeln — — märchenreiches Indien!

Ich war aus dem Gebiet des Ganges gekommen und mußte morgen nach Goa abreisen, um heimzufahren. Die letzte Nacht, die mir Muße und sorgloses Genießen beschied,

spielte ihre Reize aus wie eine Frau, die den Geliebten halten will. Lau und düfteschwer gurgelte der Seewind mir um die Ohren.

Ich hatte nie geglaubt, daß es Nächte geben könnte, die uns bestricken, bis wir Zeit und Ewigkeit vergessen. Jetzt wußte ich: Es gab solche Nächte. Und andächtig lehnte ich mich über die Felskante der Straße und betrachtete das Meer.

Ich habe wohl im Traume gesprochen; ich habe wohl gesagt: unbegreiflich, wunderbar. Denn plötzlich erklang neben mir die dunkle Stimme einer Frau: „Sie haben recht: unbegreiflich, wunderbar — — und gefährlich!"

Ich fuhr herum. Wer an der Malabarküste kannte die Sprache meiner Heimat?

Neben mir stand eine Frau in der Tracht des Landes. Aus einem grünseidenen Tuche hob sich in dunklen Tönen ihr Gesicht wie das rätselhafte Antlitz einer unbekannten Göttin. Ihre Augen glänzten, daß es schien, als sei darin das Licht des Tages lebendig geblieben.

„Sie sprechen Deutsch?" fragte ich überrascht.

„Ja", nickte sie, „ich kenne Europa!"

„Und Sie waren in Deutschland?"

„Auch in Deutschland!"

Wir schwiegen einen Augenblick. Ohne Aufforderung fuhr sie fort: „Europa ist schön — ich schätze es. Die Europäer sind stolz — — ich bewundere sie. Aber . . ."

„Aber?" fragte ich, da sie stockte und ihr Blick über das Meer hinschweifte, als suche er einen unsichtbaren Horizont.

„Aber ich liebe Europa nicht; denn es hat kein Geheimnis."

Ich verstand sie. Kein Geheimnis — —ich wußte, wie sie es meinte. Und ich hatte erfahren, daß Menschen und Dinge ohne Geheimnis auch ohne Wunder und ohne Glauben sind.

„Haben Sie in Europa jemals eine solche Nacht erlebt?" fragte sie mit ihrer tiefen Stimme, die nach Samt und nach Seelenwärme klang.

Ich lachte: „Nein! Das wäre undenkbar!"

„Wirklich — undenkbar! Wir aber brauchen solche Nächte. Denn verlören wir das Geheimnis, das dem Himmel, dem Lande und dem Meere Indiens Form und Inhalt gibt — — wir müßten das Leben verlieren."

Wieder schwiegen wir. Vom Meere herauf klang die Brandung wie gedämpftes Orgelspiel.

Plötzlich schien es mir, als löse sich ein Schatten aus dem Gewirr der Klippen. „Sehen Sie! Ein Mensch!" rief ich.

„Ja — ein Fischer!" nickte sie. Der Mann erklomm die Höhe des Felsens, der am weitesten in die See hineinragte, und reckte sich mit gebreiteten Armen auf, als wolle er das nächtliche Gestirn anbeten.

„Was will der Mann dort?" fragte ich, überwältigt von der namenlosen Feierlichkeit, die das sonderbare Bild ausströmte.

„Er betet", entgegnete die Frau ruhig.

„Also doch!"

„Und wenn er gebetet hat, wird er sich ins Meer stürzen."

„Ins Meer stürzen?" wiederholte ich verblüfft. Und rief erregt: „Ich muß zu ihm! Ihn zurückhalten!"

„Bleiben Sie!" befahl die Frau und ergriff mit einer unwahrscheinlichen Kraft meine Hände. „Bleiben Sie!" sagte sie nochmals, und in ihrer Stimme schwang eine Entschlossenheit mit, der ich mich beugen mußte.

In diesem Augenblick ertönte ein leiser, fast tierischer Schrei. Unauffällig mischte sich ein Klatschen in das Geräusch der Brandung. Der Felsen war leer.

Ich war gebannt.

Als ich der Frau, die reglos neben mir stand, ins Gesicht sah, erkannte ich ein weltentrücktes Lächeln um ihren kleinen, schöngeschweiften Mund. Mich fror.

„Machen Sie sich keine Gedanken!" sagte sie. „Kennen Sie nicht das Geheimnis des Dorfes, in dem Sie heute nacht wohnen wollen?"

„Nein!" erwiderte ich tonlos.

„Ich kenne es. Von allen Menschen, die in Indien leben, haben die Fischer dieses Dorfes den Zauber des Meeres am tiefsten erfaßt."

„Und wie das?" fragte ich, indes mir schien, als versänken die Grenzen des Irdischen vor meinen Augen und jenseits des Meeres täte sich ein fahles, fühlloses Nirwana auf.

Sie blickte wiederum mit träumerischen Augen und sonderbar lächelnd über die See. Dann sagte sie: „Das ist das Meer, dessen Untertanen die Fischer an allen Küsten Indiens sind. Das Meer, das entscheidet, ob sie leben oder sterben sollen; das Meer, für das sie geboren und dem sie verfallen sind."

Sie hielt inne.

„Ich phantasiere nicht", sagte sie plötzlich mit veränderter, fast teilnahmsloser Stimme. „Sie müssen nur versuchen, mich richtig zu verstehen. Wer an dieser Küste geboren wird, ist dem Meere leibeigen, und niemand hat die Macht, ihn loszukaufen. Er fischt, wie seine Väter taten und seine Söhne wieder tun werden — und eines Tages kommt er nicht mehr zurück. Das Meer hat ihn behalten."

Atemlos hörte ich zu. So still und friedevoll die See auch dalag, jetzt erschien sie mir wie ein Raubtier, das sich zum Sprunge niederkauert.

„Wenn aber das Meer nicht zu sich nimmt, wenn er stark ist, wer alt und kraftlos wird, ohne sich darbringen zu können — auch welche der Frauen sich fähig fühlt, ein männliches Schicksal zu erfüllen: der steigt bei Vollmond auf die Klippen und tut aus freiem Willen, was das Meer von ihm erwarten darf."

„Und dieser Mann? . . ." fragte ich heiser.

„War einer von den Schwachen", ergänzte sie.

Ich schwieg lange Zeit. Also, daß der Mond um ein gutes Stück niederging und das Meeresleuchten blasser wurde.

„Nun leben Sie wohl!" sagte die Frau plötzlich. „Ich muß ins Dorf."

„Darf ich Sie nicht begleiten?" fragte ich.

„Nein, ich danke. Ich liebe die einsamen Wege — sie führen zu uns selbst." Grüßend entfernte sie sich.

Ich blieb zurück, von widerstreitenden Gefühlen erfüllt.

Ein großes Schicksal hatte sich mir entschleiert. Ich hatte Indien erlebt. Noch stand ich im Traum. Und im Traum fast war es, daß ich auf die vorgeschobenen Felsen blickte und eine Frau die Arme betend zum Himmel recken sah.

„Nein . . . nicht . . . ich komme!" schrie ich.

Aber schon wurde das unheimliche Klatschen vom Meere her vernehmbar, und wie ein letzter Gruß wehte der leise, fast tierische Schrei an meine Ohren.

Grauen fiel mich an.

Ich wanderte in dieser Nacht ruhelos am Meere hin und kehrte nicht ins Dorf zurück. Unauslöschlich stand mir die ins Leere gekreuzigte Gestalt der Frau vor Augen. Im Geiste aber sah ich, ausgebreitet in Wiesen und lichten Wäldern, die helle, nordische Landschaft meiner Heimat. Und eine heiße, unbeschreiblich drängende Sehnsucht nach Deutschland ergriff mich ganz.





„Können Sie denn nicht Signal geben?"
„Ja, aber ich kann nicht radfahren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.